

Verkaufe für Abbruch und alte Zahl

Die Erneuerung - Arbeitsgemeinschaft für Lebenserneuerung lädt zu einer zweiten Sterbewoche für Erwachsene ein. Sterbegesuche sind bis zum 28. Juli 1929 statt und wird voraussichtlich eine Spende der Brüsseler Gesellschaft für Lebenserneuerung, für den Jugendherbergsgedanken überreichen.

Liebelt. Seine Einweihung findet am 28. Juli

Gau Siegerland: Nächster Ausflug: Sonntag, 30. Juni, Wanderung Siegen—Kreuztal—Littfeld—Hilchenbach—Dahlbruch—Siegen. Treffpunkt: Siegen, Bahnhof, 7 Uhr. Gau Westfalen-Süd: Sonntag, 30. Juni, Wanderung Hagen—Hohenlimburg—Letmathe—Iserlohn. Treffpunkt: Hagen, Bahnhof, 7 Uhr. Gau Ruhr: Sonntag, 30. Juni, Wanderung Mülheim—Kettwig—Essen. Treffpunkt: Mülheim, Bahnhof, 7 Uhr. Gau Niederrhein: Sonntag, 30. Juni, Wanderung Krefeld—Uerdingen—Duisburg. Treffpunkt: Krefeld, Hauptbahnhof, 7 Uhr.

Bei den bezeichneten Gruppen zahlt u. a. „Der Jugendruf" für entschiedenes Eintreten für den „Bund der Kriegsdienstgegner" (B. d. K.) mit 30—40 000 Mitgliedern und der „Bund der Kriegsdienstkämpfer" (B. d. K.) mit 20—40 000 Mitgliedern.

Der Jugendruf (B. d. K.) mit 30—40 000 Mitgliedern

DER ERZÄHLER

Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 26 Samstag, 29. Juni 1929

sich eine neue, eichene Waffe holen, hier, wo weit und breit die einzigen Eichen wuchsen. Umsonst hatte er auf der Lauer gelegen, bis das Gebrüll des Nachtgetieres ihn zu dem schützenden Horste zwang. Nun schleicht er, über grünlich leuchtende Baumleichen, an giftig glühenden Blüten und Schwämmen vorbei, und keinen unbewachten Schritt tut sein Fuß.

Ein totwundes Aechzen reizt sein Ohr: Eine Grube sieht er, mit Zweigen gedeckt, darin sterbend eine junge Saigaantilope! Triumphgefühl reißt sein Gesicht in grinsende Falten! Er bleckt die blinkenden Zähne: so deckt nur der Alte die Grube! Hier wird seine Wut ihm entgegentoben! Die Stimme des Blutes schweigt, hier geht es Geschöpf gegen Geschöpf, Mann gegen Mann! Nicht kümmert ihn, daß der Alte ihm einst Nahrung und Schutz gab. Das Weib, das Weib will er, das der Alte ihm verweigert! Sein Blick stößt sich an den grünen Wänden der wuchernden Lianen, aber höchste Spannung verdoppelt die Fähigkeit seiner Ohren. Seine Nüstern sind von verhaltenem Atem geweitet. So erwartet er den verhaßten Rivalen, sprungbereit.

So lautlos der Alte schlich, hat der Junge den Todfeind doch gehört. Wut speit aus ihm! Mit Pantersprung sitzt er ihm am Halse, stößt ihn in die Grube auf das sich bäumende Tier, und während des Alten scharfe, lange Nägel in seinen Lenden wühlen, als wollten sie ihnen die Eingeweide entreißen, schlägt er ihm mit betäubenden Schlag unter den Kiefer, zerrt und biegt er das wuchtige Haupt mit der ganzen Kraft seines Jungmannentums hintenüber, — ein Krachen — er kennt den Ton der brechenden Wirbel — und in tierischem Aufbrüllen schleudert er den schweren, willenlosen Körper zurück in die Grube. In Sieges- und Blutrausch zieht er den Kopf der Antilope hervor, beißt dem noch zuckenden Geschöpf die Schlagader durch und trinkt gierig den warmen Springquell roten Blutes. Eine tierische Freude läßt ihn kaum die Wunden fühlen, welche die gekrallten Finger des Alten in sein Fleisch gerissen. Aber allmählich brennt das Feuer in ihnen, und Schmerzen stechen, wie die braunen Stachel der bräunlichen Wespen, die an den überreifen Waldbirnen nagen. Er kühlt die Wunden in dem schmalen Fluß, der die Tränke der Bison- und Antilopenherde bildet. Plötzlich stutzt er, seine Augen treten weit hervor: Drüben am anderen Ufer hockt ein Wesen, kleiner, als er, schwächer, als er, mit heller behaartem Körper: Das Weib! Ein junges Weib fremder Horde, mit noch fast kindhaften Formen. Sein Blut jagt wild durch die Adern. Gier nach dem Weibe packt ihn mit elementarer Gewalt! Er sieht, wie es spielerisch aus dem Wasser silberschuppige Fischchen greift, die es in die Luft wirft und mit dem Munde auffängt . . . Da rührt es sich, es stutzt und in raschen Sprüngen ist es verschwunden.

Wüste Traumgebilde äffen ihn zur Nacht. Er spürt das Weib und greift ins Leere . . . . Wilde Wut springt ihn des Morgens an, da sich Traum und Wirklichkeit in ihren Grenzen mischen. Das Weib muß er besitzen!

Er findet ihre Höhle. Unter dem Wind schleicht er sich an, wie die ringelnde Viper im Grase. Sieht, wie die Männer ausziehen zur Bärenjagd mit Keule und Faustkeil, bis auf zwei, denen der Panther Hüfte und Schulter aufgerissen und die nun in elendem Krüppeltum vom groben Kernstein rohe Späne hauen. Sieht, wie unter dem Felsdach die älteren dicken Weiber mit hängender Brust und tragendem Schoß Felle schaben mit der Kante rundlichen Flintsteins. Wie das junge Weibchen mit der braunen, zottigen Brut tobt und tollt und mit dem jungen Bären spielt, den die Weiber an ihrer eigenen Brust großgezogen zum Spielgefährten ihrer Jungen. Ungestüme Kraft schwillt seine Adern, strafft seine Muskeln zu stählernen Drähten. Ein Satz zwischen die kreischenden Weiber . . . ein kurzer Kampf mit den überraschten Männern . . . Dann packt er das Weib, wirft die Halbbetäubte über seine Schulter und stürmt mit ihr über Felsgetrümmer hinauf, wo er eine leere Höhle weiß, — zur Wiege eines neuen Geschlechts, dessen Nachkommen in unausdenkbaren Zeiträumen sich emporentwickeln werden zu reinerem Menschentum . . .

—o—

Der Husar am Spieltische

Historische Skizze von Richard Blasius.

Der Generalmajor von Schill, der Vater des später so volkstümlich gewordenen Ferdinand, nahm an einem Balle des russischen Gesandten in Berlin teil. Auch der damals zweiundzwanzigjährige Sohn war zugegen. Die Tafel mit den mehr oder weniger langatmigen Reden war endlich vorüber, und für die Jugend kam nun der langersehnte Augenblick, wo man damit beginnen konnte, der Göttin des Tanzes seine Huldigung darzubringen. Auch Ferdinand gehörte zu denen, die den Beginn des Tanzes kaum erwarten konnten. Die Tochter des Gesandten war eine anerkannte Schönheit, und der junge Husar, der für Frauenschönheiten sehr empfänglich war, fühlte sich so zu ihr hingezogen, daß er am liebsten die ganze Nacht hindurch mit ihr allein im Tanzschritt über das Parkett geschwebt wäre.

Damit auch das Alter zu seinem Rechte käme, hatte man ein Spielzimmer eingerichtet, in dem Bank aufgelegt wurde.

Der Tanz war im vollen Gange. Ferdinand stand mit seiner schönen Partnerin, die ihn um eine Erholungspause gebeten hatte, an einem Fenster und ließ alle Minen springen, um sich in das Herz des Mädchens zu schmeicheln. Da trat sein Vater zu dem Paare, und ohne die junge Dame weiter zu beachten, begann er in seiner schnauzigen Soldatenart: „Höre mal, Ferdinand, da kriege ich soeben einen Wisch, der mich zwingt, für eine halbe Stunde auf die Gesellschaft zu verzichten. Der Deiwel soll ihn holen. Aber Dienst ist Dienst. Nun bin ich jedoch an einer Partie am Spieltische beteiligt. Geh' mal hin und spiele einstweilen für mich!"

Natürlich war der Sohn nicht ohne weiteres dafür zu haben. Er brachte allerlei Ausflüchte vor, aber der Vater war ein Mann von schnell entschlossener Tatkraft. Er packte den Widerspenstigen einfach am Arme, zog ihn von dem Magneten ab, der ihn fesselte, und schob ihn in das Spielzimmer. Dann verließ er die gastlichen Räume, um seine dienstlichen Obliegenheiten zu erfüllen. Im Vorraum erwischte ihn aber noch eine Ordonnanz mit der Gegenmeldung, die Angelegenheit sei bereits erledigt und die Gegenwart des Herrn Generalmajors erübrige sich demnach. Schnurstracks schritt der alte Schill in das Spielzimmer zurück, den jungen abzulösen. Doch kein Ferdinand saß am Tische. Die Zornesfalte auf der Stirn des alten Haudegens schwoll ob dieser Insubordination gewaltig an. Er lief in den Tanzsaal. Natürlich, da stand der Rebell noch immer am Fenster bei der Tochter des Hauses und schien in der Unterhaltung mit ihr alles andere vergessen zu haben. Der Alte warf ihm aus der Ferne einen Wutblick als Vorschuß zu und stürmte auf das Paar los.

Ohne seine Stimme auch nur im geringsten zu dämpfen, polterte er: „Was ist das? Habe ich Dir nicht befohlen, meinen Posten am Spieltisch zu beziehen?"

„Aber gewiß, Vater."

„Und hier stehst Du? Das ist Rebellion und Empörung. Soll ich Dir die Kriegsartikel zu Gemüte führen?"

Der junge Schill blieb ganz gelassen.

„Aber Vater, erstens stehen wir hier ja nicht vor dem Feinde, und zweitens bin ich ja auch Deinem Befehle mit größter Pünktlichkeit nachgekommen."

„Was, bist Du von Sinnen? Ist das der Spieltisch?"

„Ich war dort, aber Dein Spiel ist bereits beendet."

„Mach' das einem andern weiß!" Der graue Schnurrbart des Alten zitterte wütend.

„Es ist die Wahrheit. Sieh mal, Vater, die Sache war so. Ich hatte bereits zum nächsten Kontretanze engagiert, als mir Dein Befehl sehr ungelegen dazwischen kam. Aber na ja, ich mußte Ordre parieren, und ich tat es auch. Doch möglichst kurz mußte die Sache gemacht werden. Da habe ich einfach Vabanque gespielt und . . . ."

Er zögerte mit listigem Lächeln.

„Und . . . und?" stieß der Generalmajor atemlos vor Schreck hervor.

„Und ich habe die Bank gesprengt", fuhr der junge Offizier gleichgültig fort. „Das Geld habe ich einstweilen Deinem Freunde, dem Major Hatzfeld, übergeben."

Die Musik setzte zum nächsten Kontretanze ein.

„Entschuldige jetzt, Vater!" Und an der Seite seiner Herzensdame schwebte Ferdinand auf das Parkett.

—o—

Die nüchterne Familie

Skizze von Harry Wilkins-Milwaukee.

In ganz Greenville herrscht nur eine Meinung: Friedensrichter Bullock, seine Frau und die liebe Schwiegermutter sind das Muster einer nüchternen, braven amerikanischen Familie! Keine Schnapsflasche kommt in ihr Haus, und Frau Bullock ist Vorsitzende des Frauenvereins für Abstinenz. Auch der Friedensrichter hält flammende Reden gegen den Alkohol. Böse Zungen munkeln zwar manchmal, Bullock fände derartige beredte Worte daß man ihm den Genuß bevorzugender Getränke von der Zungenspitze ablesen könnte, aber daran ist sicher kein wahres Wort.

Würde jemand den Friedensrichter Bullock fragen: „Welchem Umstand verdanken Sie die Erkenntnis, daß völlige Abstinenz allein den Menschen glücklich und gesund machen kann?" so müßte die Antwort lauten: „Allein Jim Crookers Idealmilch!"

Die Bekanntschaft mit diesem edlen Saft machte der Friedensrichter, als ihn einst der Zufall in das Haus seines alten Bekannten Jim Crooker im Nachbarort Springfield führte: „Na, wie geht es?" — „Ich kann nicht klagen. Die Viehwirtschaft ernährt ihren Mann. Bis vor kurzem war ich nicht so gut daran. Die Konkurrenz ist groß, und ich konnte meine Milch nicht so recht verkaufen. Da kam ich nach Chicago und sah im Wartesaal des Bahnhofs weiße Pappflaschen stehen. „Was ist darin?" fragte ich die Dame hinter dem Tresen. „Milch", bekam ich zur Antwort. „Unser neuester Reiseproviant. Sie hält sich frisch, bleibt immer sauber, und die Flasche können Sie nach Genuß fortwerfen." Plötzlich kam mir ein guter Gedanke. Ich bestellte bei einer kleinen Fabrik, deren Besitzer ich kenne, zur Probe ein paar tausend dieser Pappflaschen, füllte sie und bot sie meiner Kundschaft an. Die Bestellungen blieben nicht aus, und heute habe ich, obwohl meine Milch teurer ist als die der Konkurrenz, einen festen Kundenstamm, der von anderen Lieferanten nichts wissenwill. Machen Sie auch einen Versuch." Friedensrichter Bullock war es damals unverständlich, warum sein Bekannter dabei lächelte, aber aus alter Freundschaft nahm er die Flasche mit nach Hause.

Zwei Tage später lief bei Jim Crooker eine neue Bestellung ein: „Drei Flaschen Idealmilch täglich für den Friedensrichter." Die ganze Familie Bullock trank Milch, und der Frauenverein war stolz auf seine Vorsitzende.

Das Hausmädchen dagegen schüttelte den Kopf: „Es ist doch komisch, daß von den Herrschaften jeder seine Milch allein auf seinem Zimmer trinkt. Und manchmal muß die Milch doch nicht so gut sein, wie sie behaupten, denn sonst fände ich nicht Spuren davon im Ausguß." Aber seitdem der dienstbare Geist Jim Crookers Boten einmal bat, ihm eine Flasche Idealmilch zur Probe zu bringen, war auch das Mädchen zur fleißigen Milchtrinkerin geworden.

Kein Wunder, denn nachdem es die Milch getrunken hatte, ohne sie besser zu finden als jede andere, fiel ihm auf, daß es im Bauche der Flasche noch gluckerte. Schließlich fand das Mädchen ein unauffälliges kleines Pünktchen, kratzte mit der Schere ein wenig harte weiße Masse ab, und ein dünner Strahl angenehm duftenden Weinbrands quoll ihm aus dem doppelten Boden der Idealmilchflasche entgegen. Da nickte die Küchenfee verständnisinnig und trank die Flasche leer.

Jim Crookers wundervolle Milch erfreut sich auch weiterhin allgemeiner Beliebtheit im Hause des Friedensrichters Bullock, und das Feuer unter dem Kessel seiner heimlichen Schnapsbrennerei erlischt nie.

Die Bullocks aber sind eine geachtete nüchterne Familie.

Sommertag

Der blaue Himmel lächelt dich
So wundersam und lieblich an.
Es haben sanft und inniglich
Sich Freudentore aufgetan.

Die grünen Wälder rauschen sacht,
Von Vogelsingen tief erfüllt.
Und deinem Herzen ist die Pracht
Der weiten Erde ganz enthüllt.

Und traumversonnen lauscht dein Ohr.
Des Windes zarte Harfe schwingt,
Und eine Mittagsglocke klingt
Zur Himmelsweite hell empor.

Franz Cingia.

Das wahre Opfer

Skizze von Kurt Münzer.

Es war ein Sonntag-Nachmittag, und der Regen hatte endlich nachgelassen. Aber alle die stillen Straßen waren noch dämmrig und verschleiert. Die Sommerwärme verdichtete sich schon wieder, und die Steine dampften. Da ging ich aus.

Ich ging durch die leere, friedliche Stadt und genoß die mir ungewohnte Stille meiner tagtäglichen Straßen. Sie schienen mir alle neu und unbekannt, in feierlicher Tracht, als wäre ich lange fern gewesen und als begrüße mich nun die Heimat in festlich fremder Aufmachung.

Aber als ich den unweit gelegenen Platz erreichte, da wimmelte es plötzlich auf ihm, aus den Straßen stürmte es zu ihm. Knaben und Mädchen, sonntäglich geputzt, mit weißen Kragen, blanken Schuhen und mächtig gespannten, fast tragisch erwartungsvollen Gesichtern. Und nun sah ich auch: im großen Kino am Platz gab es eine Kinder-Nachmittags-Vorstellung. Ein Film von Indianern und Azteken und eine Geschichte eines Knaben, sicherlich eine furchtbar aufregende, spannende, gefahrenreiche und glücklich endende Abenteuersache des zehnjährigen Bübchens, dessen riesengroßer Kopf über dem Eingang prangte.

In dieses lockende, geheimnisvolle Haus strömten die Hunderte von Kindern. Hier war eine Mutter mitten drin im Haufen, dort ein Onkel im Gewühl. Ein fröhlicher Lärm erfüllte den Platz, der von Rosenbeeten duftete.

Da sah ich, wie gegen diesen Strom Jugend ein altes Weiblein kämpfte, ein gebücktes, langsam schlürfendes Frauchen sich hindurch arbeitete, ein Mütterchen, angetan mit verjährter Pracht, mit den Schätzen ihrer frühen Witwenschaft vielleicht: in schwarzem Kapotthut mit Straußenfederchen, schwarzem Seidenkleid und einem Ueberhang aus schwarzer Spitze und Jett. Sie rauschte und klirrte, wie unsere Großmütter an Feiertagen rauschten und klirrten. Aber ihr siebzigjähriger Rücken war arg gekrümmt. Vielleicht weil sie so schwer trug. Sie trug nämlich in der Linken einen Schirm, einen schwarzsamtenen Pompadour, aus dem der Hals einer Weinflasche lugte, und einen Rosenstrauß mit Reseda und Nelken dazwischen; und in der Rechten ein Netz, in dem eine Gugelhupfform, goldbraun mit Gebackenem gefüllt, ein großes Glas mit Eingemachtem, — ein Karton — sicherlich mit selbstgebackenen Küchelchen — und allerlei Päckchen sich drängten und die Maschen zu zerreißen drohten. Dies alles und sich schleppte das Großmütterchen gegen den Wildbach von Knaben und Mädchen. Und ich erriet: sie ging zum Geburtstag, zur Tochter oder zum Sohn, und Enkelchen waren da und unendlich viel Liebe. Denn ihr verrunzeltes Gesicht glänzte und strahlte, obschon sie unter der Last und der feuchten Wärme des Nachmittags stöhnte und keuchte.

Ehe ich ihr helfen konnte, sah ich, wie ein Junge, vielleicht elf, zwölf Jahre alt, zu ihr sich durchrang, ein Bub in Matrosenbluse, mit nackten Knien, ein blonder, blitzender Junge, mit unbedecktem Kopf, blau funkelnden Augen. Und ich sah, wie er sich vor dem Alten verbeugte, etwas sagte, fragte, schon nach ihren Sachen griff, nur den altmodischen Strauß ließ er ihr, und dann legte sie ihre Linke noch in seinen schon beladenen Arm, und er führte, geleitete sie, ganz Kavalier, Ritter, Edelmann.

Ich folgte, gerührt, dem ungleichen Paar. Mütterchen begann zu erzählen, ich hörte ihr zahnloses, zitterndes Stimmchen. Gewiß erzählte sie von Kindern und Enkelkindern. Und er, der kleine Ritter, hörte andächtig zu und lächelte mit ihr und gab acht bei den Straßenübergängen, und es war, als geleite ein Großer ein Kleines oder ein Engel seinen Schützling.

Es war gar nicht so nah. Und die Alte trippelte nur langsam, langsam. Aber nach einer halben Stunde war ein Gäßchen erreicht, ein sauberes Haus, wo an einem Fenster schon zwei Kinder standen und lugten. Es war erreicht, und dennoch brachte der Junge das Frauchen ins Haus, und schon tobten drinnen die Enkel die Stiege hinab. Und ich blieb am Torweg stehen und lauschte dem fröhlichen Empfang. Ich hörte, wie Altchen den jungen Kavalier bat, mit hinauf zu kommen. Aber er dankte höflich, und alles Getrappel und Getöse verlor sich nach oben.

Ich stand und wartete auf den netten Buben und wollte ihn loben und, wenn möglich, belohnen. Aber er kam nicht, verließ das Haus nicht. Hatten sie ihn doch mit hinauf gezogen?

Ich trat in den Torweg — und da stand er . . . Er lehnte an der Wand und schluchzte, beide Arme vors Gesicht gebeugt. Er schluchzte bitterlich, sein schlankes Körperchen erbebte unter den Stößen seines Herzens. Und als ich ihn berührte, seine Hände löste, seinen Kopf streichelte, sanft und leise nach seinem Kummer fragte, da konnte er nicht sprechen vor Tränen und Blutklopfen. Aber schließlich kam es heraus, entrang es sich ihm, sein Jammer fand Worte, und er stammelte: „O, ich wollte ins Kino. Zur Kindervorstellung. Und da hab ich der alten Dame die Sachen hergetragen, und jetzt komme ich zu spät, es ist bald aus."

„Aber Junge, lieber Junge, das macht nichts. Komm, wir gehen in eine Konditorei, und du ißt was ganz Feines. Und nächsten Sonntag ist wieder Vorstellung."

„Nein!" rief er da und sah mich an. Und seine herrlichen Augen waren so voll Gram und Weh, wie nur Kinderaugen es sein können. „Ach nein, nächsten Sonntag bin ich ja nicht mehr hier. Ich bin von auswärts, aus einem Dorf und bloß zu Besuch hier bei der Tante Emma, und bei uns gibts ja kein Kino. Und ich komm nie mehr rein, nie mehr, jetzt hab ichs nicht gesehen, und ich hab mich so gefreut, so, so gefreut . . ."

—o—

Hans Rainachers Johannisfeuer

Skizze von Georg Wagener.

„Hans, was hast du? Seit heute morgen bist du ernst, fast niedergeschlagen und ich weiß nicht. Drückt dich eine Sorge?" Frau Marias Hand fuhr weich über die Stirn des Gatten.

Hans Rainacher schwieg. Er blickte in das gute, mütterlich schöne Gesicht seiner Frau. Die Liebe sprach aus ihren Augen, aber er sah nur die beginnenden Fältchen, die Haut, die nicht mehr blühte wie einst vor fünfzehn Jahren, als er Maria in sein Haus führte.

Sie las aus seinem Gesicht die stumme Antwort, und das Blut schlug ihr rot in die Wangen. Ihre Hand fuhr zurück, und ein bitterer Zug legte sich um ihre Mundwinkel.

Doch Frau Maria beherrschte sich rasch. „Armer Hans, du stellst Vergleiche an, und sie fallen nicht zugunsten deiner Frau aus. Sie ist nicht mehr das frische, junge Blut, das du einst im Sturm genommen hast. Sie wird alt. Du wußtest es bisher nur nicht. Die junge Frau deines Freundes hat es dich erst gelehrt."

Hans Rainacher war rot geworden wie ein ertappter Junge. Verlegen zog er Maria auf seine Knie und küßte sie: „Nein, du machst dir unnötige Gedanken. Ich habe dich nie mit anderen Frauen verglichen, und hätte ich es getan, so müßte ich dich nur noch mehr lieben."

Sie sah ihm fest in die Augen: „Hans, das Lügen liegt dir nicht, und dein eigenes Gesicht empört sich dagegen."

Hans Rainacher senkte den Kopf und biß sich auf die Lippen. Dann sagte er: „Ich will ehrlich sein, Maria. Ich habe nicht allein daran gedacht, daß die Jahre, und wenn sie auch noch so glücklich waren, nicht unbemerkt an dir vorübergegangen sind, sondern es kam mir heute zum ersten Mal zum Bewußtsein, daß auch ich in diesen fünfzehn Jahren älter geworden bin. Der Anlaß zu diesen Gedanken war geringfügig und lächerlich. Die Bauernjungen unten im Dorf haben mich wie üblich um Erlaubnis gebeten, auch heute am Johannistag ihren Scheiterhaufen auf unserem Sonnwendbühel errichten zu dürfen. Ich gab ihnen die Genehmigung. Und plötzlich kamen mir unnütze Gedanken: „Johannisfeuer! Das Jahr geht wieder bergab, mit raschen Schritten dem Winter zu, und du tust es auch, Hans." Ich sah unwillkürlich in den Spiegel — graue Haare schimmerten an meinen Schläfen. Der Gedanke ließ mich nicht mehr los. Er fraß weiter in mir, und zum ersten Mal kam es mir zum Bewußtsein, daß selbst die Liebe mir die feinen Fältchen nicht verbergen kann, die sich um deine Augen, um deinen Mund ziehen."

Frau Maria schwieg. Zwei Tränen perlten unter ihren Wimpern hervor. Da fühlte sich Hans Rainacher schuldig und legte ihr Gesicht sanft an seine Schultern: „Denke nicht mehr an den Unsinn. Wir können gegen die Zeit nicht ankämpfen, und meine Liebe zu dir ist die gleiche wie einst, vielleicht nicht so stürmisch wie damals, als ich dich über die Hausschwelle trug, aber ehrlich und dauerhaft."

Die Frau saß ruhig auf seinem Schoß, und in ihrem Herzen tobte der Aufruhr. Sie schalt ihre Regung unsinnig, und doch traf der Gedanke an die bittere Wahrheit von der Sonnenwende ihres Lebens in ihr.

Dann sagte sie plötzlich: „Hans, ich habe eine Bitte. Die Mutter hat schon immer den Wunsch gehabt, ich möchte sie mit den Kindern besuchen. Laß mich für drei, vier Wochen zu ihr fahren."

Sie war froh, daß Hans Rainacher ihre Augen nicht sah, ihre Augen, die nicht lügen konnten. Denn sonst hätte er gewußt, daß sie die Bitte nicht ihrer Mutter zu Liebe aussprach, sondern daß der Gedanke sie beseelte: „Laß ihn für Wochen allein. Laß ihn die Leere im Hause empfinden. Laß ihn sich nach dir sehnen, und die Sehnsucht wird die Fäden vergessen machen."

Wie wenig versteht ein Mann die Frauen! Hans Rainacher wunderte sich, daß Maria plötzlich vom ursprünglichen Gesprächsstoff abschweifte. Doch er war ihr dankbar dafür, daß sie den unliebsamen Gedanken nicht weiter ausspann: „Fahr hin, Maria. Ich bin glücklich, daß ich dir eine Freude bereiten kann. Heute aber gehen wir mit den Kindern auf den Sonnwendbühel." —

Hans Rainacher saß mit seiner Frau auf der Bank vor der Hütte auf dem Sonnwendbühel. Der Scheiterhaufen krönte die Kuppe des Berges. Die Nacht kroch langsam die Hänge hinauf, und der Mann schauerte leicht. Wieder befiel ihn das Gefühl des Gealtertseins, der Sonnenwende seines Lebens.

Da klangen fröhliche Stimmen den Weg herauf. Mädchen und Burschen, die um das Johannisfeuer tanzen und durch die lodernde Lohe in das Leben, in die Arme des Liebsten auf Erden springen wollten. Jauchzen brandete um den Scheiterhaufen. Hans Rainacher schalt sich einen Narren und starrte.

Dann züngelte die Flamme am Reisig hoch. Auf den Bergen ringsum antworteten die Feuer. Der Reigen schwang sich um den lodernden Haufen. Hans Rainachers Kinder tanzten ihn mit.

Der Mann, der im Dunkel neben der Frau saß, die ihm gealtert erschien, starrte in das jauchzende Leben. Er dachte an den Tag vor fünfzehn Jahren, als er mit der jungen, blühenden Maria zum ersten Mal das Johannisfeuer flammen sah. Fünfzehn Jahre! Jahre des

Verantwortlich: H. Semmelmann, Altena.
Druck und Verlag: Dr. C. Sanke, Altena.

heißen, stürmischen Liebe, Jahre des seligen Elternstolzes, Jahre der Geborgenheit an der Seite der ruhigen starken Frau neben ihm, der er das Herz um einiger Fältchen willen schwer gemacht hatte. Lächerlich! Und doch klammerte sich der Gedanke wieder in seinem Innern fest: „Johannisfeuer, Zeichen der Sonnenwende in der Natur und im Leben!"

Frau Maria fühlte im Dunkeln, wie Hans Rainacher mit sich kämpfte, und sie schwieg. Sie wollte nicht sprechen, wollte das Herz des Mannes, das Herz, das sie kannte wie ihr eigenes, nicht beeinflussen: „Die Liebe selbst muß ihn handeln lassen, und kann sie es nicht, so nützt auch mein Betteln nicht mehr."

Da sprang das älteste Kind auf die Eltern zu: „Vater, Mutter, warum sitzt ihr im Dunkeln und freut euch nicht mit uns anderen über das helle Feuer, über den Sommer?" Die Hand des Kindes wies nach dem Scheiterhaufen, und die Flammen spiegelten sich in seinen Augen wieder.

Hans Rainacher starrte in diesen jauchzenden Widerschein, in dies jubelnde Leben. Und plötzlich sprach sein Herz. Er riß das Kind an sich und küßte es dankbar: „Lauf hin, Helga, und freu dich des fröhlichen, jungen Lebens. Mutter und ich, wir wollen hier bleiben und euch im hellen Licht mit den andern jubeln sehen. Unsere Herzen werden bei euch und fröhlich sein wie ihr."

Das Kind sah den Vater erstaunt an. Die Mutter nickte ihm zu. Da lief es mit großen Sprüngen zurück zum Licht.

Maria saß schweigend auf der Bank im Dunkeln. Hans Rainachers Kopf lag in ihrem Schoß, und ihre Hände fuhren weich über seine Haare wie vor fünfzehn Jahren. Und das Glück, das für Stunden bedroht schien, kehrte in ihr Herz wieder ein. „Maria, verzeih mir die unsinnigen Worte, mit denen ich dich heute quälte. Was können einige Fältchen um deine Augen unserer Liebe schaden? Wie durfte ich glauben, das Johannisfeuer sei das Symbol der Sonnenwende meines Lebens? Ich habe in die Augen meines Kindes gesehen, und in ihnen unsere jubelnde, frohe Zukunft gelesen. Maria, bleibe bei mir, denn ich würde mich nach dir sehnen, und wärest du nur für Wochen fort von hier."

Da nahm sie seinen Kopf in beide Hände und küßte ihn auf die Lippen. Und die leichten Fältchen um ihren Mund wurden durch ein glückliches und ein wenig sieghaftes Lächeln verdeckt.

—⊙—

Schlangenmosaik

Eine heitere Erzählung von Willi Bahlieck

Immer, wenn ich Schlangen sehe, grusele mir. Trotzdem muß ich lachen. Das klingt absonderlich, ist es aber nicht. Der Widerspruch erklärt sich aus folgenden Erlebnissen:

Ich war noch nicht lange in Südwestafrika, als ich mit dem Eingeborenen Simon über ein Hochland ritt. Wir brachen nach einer bitterkalten Nacht schon vor Tagesanbruch auf, um zunächst durch flottes Marschieren unsere erstarrten Glieder zu erwärmen; nachher besorgte das die Sonne ja gründlicher. Als sie, eine rotglühende Kugel, hinter einem fernen Höhenzuge emporstieg, erwachten alle Lebewesen: Eidechsen blickten uns aus klugen Augen an. Chamäleone harrten in starrer Ruhe ihres Fliegenfrühstücks. Affen sprangen über Felsen und Klippen. Klippböcke zogen die Hänge herauf. Vogelscharen flogen nach dem Wasser. Und hoch über allem kreisten Geier.

Aber in einem Busch hing regungslos eine landläufig „Schwarze Mamba" genannte Schlange. Ich hielt sie für tot und wollte sie hervorziehen, doch Simon verhinderte dies, indem er mir kräftig auf die Hand schlug. „Stopp, Baas, die beißt! Die hat bloß noch die Nachtkälte im Leibe; gleich wird auch die Mamba erwärmt und lustig sein," sagte er. Dann hob er den Kopf der Schlange mit einem Stocke hoch, und ich schaute in lebendige tückische Schlangenaugen.

„Verdammt, Simon, du hast recht. Es ist gut, daß du mir vor dem Begehen einer Dummheit auf die Finger klopftest," antwortete ich. — „Ja, Baas, du bist noch sehr grün im Lande," meinte er.

Er durfte aber die Schlange nicht töten, weil ich sehen wollte, wie sie sich verhielt, wenn sie „luftig" wurde. Noch hing sie hilflos wie ein schwarzes Tauende im Busch. Plötzlich schrie Simon: „Schießen!" als die Schlange unerwartet schnell zwischen den Zweigen des Busches hinunter rutschte. — Unsere Schüsse krochten, Sand und Steinsplitter wirbelten auf; aus den feinen Staubwölkchen aber schoß die Schlange hervor. Mit einem

Nach der Reise

Der Zug stampft fort. Voll flutet Lindennacht
um sprücheweiser Giebel ernste Wacht.

Die Tür klinkt auf. Ein Licht brennt klar und warm.
und Rosen blühen rot aus liebem Arm.

Der Kessel summt. In holdem Geigenschall
löst sich der Tage starker Ueberschwall.

Und alles naht vertraut, was lang entwich
und hält mich fest und lächelt fröhlich: Sprich!

Still schiebt sich eine Brücke, heimerhellt,
ins dunkle Donnern einer fernen Welt.

Ludwig Bäte.

Ruck sich zur halben Höhe emporrichtend, schien es, als wolle sie uns angreifen. Doch unsere Pferde, welche die Gefahr wohl fühlten, rissen mit uns aus.

Gleich nachher fanden wir eine Wasserstelle. Wir sattelten ab. Bald schlief ich ein. Aber schon nach kurzer Zeit erwachte ich mit dem Gefühl, daß dieses Erwachen durch Außergewöhnliches herbeigeführt sein müsse. Als ich noch darüber nachsann, sprang Simon wie von Skorpionen gestochen auf, riß ein schmiegsames schwarzes Tauende von einem Zweige, der über mir hing, schleuderte es auf eine Klippe, daß es klatschte, brüllte auf und trampelte wütend eine Schwarze Mamba zu Brei. Dann biß er sich in den Arm, so daß ein feiner Blutstrom aus der Wunde quoll, sog und spuckte, denn er war bei der braven Tat trotz seiner großen Behendigkeit doch gebissen worden.

Simon äußerte, daß er der Schlange aus jenem Busche zum Opfer gefallen sei; sie sei uns rachsüchtig gefolgt. Er war ziemlich böse und behauptete, ich blieb ewig grün im Lande. Nun, ich versöhnte ihn mit Gegengift aus der Flasche. Nach dem Einnehmen holte er tief Atem: „Baas, Rum — viel Rum ist sehr gut gegen den Biß einer Schwarzen Mamba." Er hat recht behalten, denn außer einem Mordsrausch hatte der Schlangenbiß keine Folgen für ihn.

In der Nacht trafen wir mit „alten" Afrikanern zusammen, und ein ehemaliger Sanitätsgefreiter nahm Simon in kundige Nachbehandlung. Am Lagerfeuer wurden nun natürlich Schlangenabenteuer erzählt. Unter anderem berichtete einer: „. . . also ich erwachte, weil mir etwas Feuchtkaltes über den Magen kroch. Das war eine Schlange. Plötzlich war sie fort. Beruhigt mopste ich weiter, denn solche Kleinigkeiten imponierten mir nicht mehr. Aber platt war ich, als ich in der Frühe unter meinem Sattel eine Schwarze Mamba fand, die ihre Jungen säugte . . . Ja, die Alte hat, während ich schlief, unter meinem Kopfkissen Junge gekriegt." — Meine Freude an dem neuentdeckten Schlangensäugetier war besonders groß, denn diese Schlangen-Ente galt doch mir, dem „Grünen".

Ich habe sie den „alten" Afrikanern aber zurückgegeben, noch in derselben Nacht. Ich lag im Halbschlummer, da fühlte ich plötzlich, daß sich eine Schlange unter der Achsel hervorwand. Sie kroch kalt und feucht über meine Brust. Angstschweiß brach mir aus allen Poren. „Hilfe! Hilfe!" Im Nu waren die alten Afrikaner bei mir. Mit gebotener Vorsicht wollten sie mich aus den Decken schälen, aber meine Nerven hielten nicht mehr stand — ich griff zu und hatte unter dem Hemde die Schlange schon in der Faust. Ein Fröstеln lief mir durch den Körper. Aber als ich um mich schaute, da mußte ich mir Gewalt antun, damit ich nicht in Lachkrämpfe fiel. Das Bild war aber auch zu wunderbar schaurig-komisch. Rund herum standen und knieten die bärtigen, uralten Afrikaner mit toternsten Gesichtern, bewehrt mit Knüppeln, Gewehren, Messern. Und im Hintergrund stand unser „Medizinmann" mit der Rumflasche, dem Gegengift. Flackerndes Kerzenlicht warf geisternde Schatten — kurz, die Sache kam mir wie der Spuk einer Schlangenbeschwörung vor, und als tüchtiger Oberspuker saß ich in der Mitte und hielt krampfhaft fest — eine kleine Aluminiumkapsel, die das Lichtbild meines Mädchens enthielt. Ich trug die Kapsel an einer Schnur um den Hals auf der bloßen Brust. Jetzt war sie mir als Schlange nur über die schwitzende Haut gerutscht.

Ich hielt es für geratener, das Spiel „Schlangensuchen" weiter mitzumachen. Als dabei aber der Entdecker säugender Schlangen unter meinen Sattel schaute, da zerplatzte mein Widerstand unter lautem Lachen. „Nun ist der Grüne verrückt geworden," hörte ich sagen. Nur Simon hatte die Sache richtig erfaßt. „Baas, laß mich sorgen," flüsterte er mir ins Ohr und stieß mir schnell zwei winzige Dorne ins Fleisch. Dann zeigte er meine Hand dem Sanitäter: „Sieh, Doktor, die Mamba hat den Baas gebissen." Da drückte mir der Doktor die Rumflasche in die Hand: „Trink, saufe!" und raste fort, um ein Messer zu holen. Aber es war schon zu spät, ich fiel kraftlos um und konnte nur noch feixen, als er mir den Schlangenbiß aufritzte und Simon mir das Gift aussaugte.

Voll von Nächstenliebe, aber mit schlecht verhehltem Kummer, brauten mir die alten Afrikaner ein heißes Gegengift aus ihren Resten von Rum, Schnaps, Kognak. Und ich armes, grünes Luder sollte auch das noch schlürfen. Aber, wenn auch sonst nicht bange, hierzu war ich zu feige. Doch Simon wußte wieder Rat und hatte mehr Mut: „Baas, auch das ist gut gegen meine Mamba", und dann goß er die Brühe hinter seine Binde. — „Komisch, du bist fieberfrei, aber Simon gefällt mir gar nicht," meinte am anderen Morgen der Doktor und zog die Stirn kraus.

Die gesäugten Schlangen waren gerächt, denn ich Grüner hatte diese uralten, erfahrenen Afrikaner um ihren Ruhm und letzten Rum geprellt.

—⊙—

Flucht aus der Fremdenlegion

Skizze von A. Steininger.

Sie haben ihn an eine Palme geschnürt mit rückwärts hochgezogenen Händen, daß jede seiner Muskeln gespannt ist wie auf einer Folterbank. Sein letzter Fluch wird diesen Spahis gelten. Schon war er frei, da haben sie ihn eingeholt und zurückgebracht zur Legion. —

Es wird Abend. Von den Lagerfeuern her tönt schwermütig der gedämpfte Gesang der Kameraden. Es hat ihm keiner zugewinkt, als sie ihn einlieferten. Nicht einmal heimlich. Die Strafen sind viel zu streng.

Drüben aus dem weißen, wellblechgedeckten Offiziersbungalow tritt der Colonel mit seiner Geliebten, dieser kleinen schwarzhaarigen Südfranzösin aus der Provence. Sie gehen spazierenwor das Lager wie jeden Abend. Ganz nahe an der Palmengruppe kommen sie vorbei. Sie lacht über ein Witzwort ihres Begleiters. Silbern hell klingt dieses Lachen, aber jäh verstummt es. Sie hat den Gefangenen gesehen in seiner qualvollen Fesselung und erschrickt vor dieser Vision eines Gekreuzigten.

„Was hat der Mann verbrochen?" fragt sie angstvoll erregt und greift nach dem Arm des Obersten.

Der zuckte geringschätzig die Achseln.

Ein Deserteur! Morgen früh wird man ihn füsilieren!"

„Oh!" sagt sie, und all ihr Bedauern liegt in diesem einen Wort. Er tut ihr leid, dieser Deutsche mit dem ernsten, sonnverbrannten Gesicht und den hellblauen Augen. Wie oft hat sein Blick den ihren gesucht, wenn sie an der Seite des Colonels durch das Lager ging.

„Muß er wirklich sterben?" fragt sie und will für ihn bitten, aber der Offizier unterbricht sie laut, daß es der andere hört: „Pah! Was liegt daran! Ein Feigling weniger, der nicht kämpfen will."

Der Deutsche sieht an ihm vorbei, als wäre er Luft.

„Er lügt, Madame!" sagt er und hat nur Augen für die kleine schlanke Gestalt, „ich bin desertiert, weil man uns das Leben unerträglich macht, weil unsere Offiziere Bestien sind!"

„Ruhe, du Hund!" Die Reitpeitsche des Obersten holt zum Schlage aus, doch eine kleine, feste Frauenhand hält sie zurück. Ihre Stimme klingt drohend: „Herr Oberst! Es ist nicht ehrenhaft. Wehrlose zu schlagen!"

Verärgert läßt er die Gerte auf den Stiefelschaft klatschen. Er ist blaß geworden,

„Ach was! Gehen wir!" sagt er und bietet seiner Begleiterin den Arm. — —

Es ist Nacht geworden. Wie ein riesengroßes, flitterbesätes Samtzelt überwölbt der afrikanische Sternenhimmel das Lager. Mensch, wie bist du klein! Der Gefangene erschauert vor dieser Unendlichkeit des Weltenraumes. Morgen wird er nicht mehr sein, und noch werden alle die Sterne unverändert ihre Bahn ziehen. Es ist ihm, als träume er. Und doch, er wacht. Er fühlt die Moskitos, die sein Gesicht zerquälen, fühlt die Fesseln, die seine Gelenke wundgescheuert haben, fühlt den stechenden Schmerz der angespannten Muskeln. Dort — am Wachtfeuer steht der Spahiposten im weißen Burnus. Vielleicht wird er einer der fünf Mann sein, die morgen ihre Gewehre auf seine Brust richten werden.

Ein Geräusch in seinem Rücken läßt ihn aufhorchen. Ein dürrer Ast hat geknackt.

„Pst!" flüstert eine Stimme, „verrate dich nicht!" Ein Messer fährt den Stamm der Palme entlang über die Stricke, die ihn umschnürt halten. Wie gekröpfte Schlangen fallen sie ab. Das Herz des Gefangenen pocht vor freudiger Erregung. Wer mag der Retter sein? Er möchte sich umwenden, aber er darf es nicht wagen unter den Augen des Postens.

Etwas Hartes drückt sich ihm in die Hand. „Da nimm! Ich habe keine andere Waffe!" Das ist keine Männerstimme. Von den Kameraden ist das keiner.

„Wer bist du?" fragt er und tastet nach rückwärts, faßt in weiches Frauenhaar, gleitet über eine Wange.

„Leb wohl!" flüstert es, und dann greift er ins Leere. Er möchte folgen, aber der Posten ist aufmerksam geworden. Langsam, als ahnte er, daß der Tod auf ihn wartet, kommt er auf ihn zu. Tastend begreift er den Körper des Gefangenen, sucht nach den Fesseln . . . Da, wie ein Geier, der zustoßen will, lauert der Dolch einen Augenblick lang in der Luft, senkt sich blitzschnell und vergräbt sich in der Brust des Spahis.

Die gefahrvolle Flucht gelang! Dem bereits Todgeweihten schenkte die Freiheit ein neues Leben. — —

Ich habe Hans Burkhard in Abessinien kennen gelernt als Leiter einer am Atbarafluß gelegenen Handelsfaktorei. Auf einem Jagdausflug war ich drei Wochen sein Gast und bin sein Freund geworden. Eines Tages sah ich bei ihm einen sehr schön gearbeiteten, altmaurischen Frauendolch. Ich, der ich schon immer ein Sammler maurischer Kunst war, schlug ihm einen Tausch vor und bot meine beste englische Bockflinte, für die er großes Interesse gezeigt hatte.

Aber er lächelte nur und sagte in seiner ernsten Art: „Ich werde mich von diesem Dolche nie trennen!"

Und dann erzählte er.

So bin ich zu dieser Geschichte gekommen.

—⊙—

Der Mann, der nicht wußte, daß er eine Frau war

Einer wahren Begebenheit nacherzählt

von Harris Brackett-Bueno Aires.

Bis zu seinem vierunddreißigsten Lebensjahre hatte Tatsuo Arakawa, ein Japaner, nichts Besonderes erlebt, obwohl er am Tage des Ochsen, dem unglücklichsten im ganzen Jahre, geboren war. Sein bisheriger Lebenslauf unterschied sich von dem seiner Altersgenossen nur durch die zwar für Tatsuo Arakawa recht erfreuliche, aber für einen jungen Mann nicht sehr rühmliche Tatsache, daß er niemals zur Musterung befohlen worden war und deshalb auch nicht gedient hatte. Ob dieser Fehler Tatsuo Arakawa in den Augen seiner Landsmänninnen herabsetzte, weiß der Chronist nicht zu berichten. Tatsache ist nur, daß der ungediente Held bisher keinem japanischen Mädchenherzen gefährlich geworden war.

Das sollte nun aber anders werden. Denn Tatsuo Arakawa hatte sich verliebt. Mit der ganzen treuen Inbrunst seines gereiften Herzens schwärmte er für Teshuko Akamoto, die niedliche, auf hohen Holzschuhen Trippelnde. Und eines Tages erhielt er die beseligende Gewißheit, daß die Auserwählte seine Neigung erwiderte.

Das liebende Paar war sich über die Zukunftspläne einig, und so lief Tatsuo Arakawa eines schönen Tages zum Standesamt, um das Aufgebot zu bestellen. Da er sich etwas reichlich lange bei Teshuko aufgehalten hatte, war es schon spät und kurz vor Dienstschluß. Den Standesbeamten zog es schon nach Hause und deshalb nahm er sich nicht erst die Mühe, das Register einzusehen, sondern fertigte den nötigen Aushang den mündlichen Angaben Tatsuos entsprechend aus und ließ den Glücklichen laufen.

Dann kam der große Tag, an dem Tatsuo und Teshuko vor dem Standesamt erschienen. Die nüchterne Dienststube dünkte den beiden der Vorhof des Paradieses zu sein, und der verknöcherte Beamte war für sie der Engel, der ihnen das Tor zum Garten Eden aufschließen sollte.

Vorschriftsmäßig wälzte der Engel verstaubte

Frühe Stunde

Der Morgensonne goldne Pfeile
Versangen sich in ernsten Wäldern.
Die Lerchen schreiben Zeil um Zeile
Ins Zelt und zwischen weiten Feldern,
Der Lindenbaum am Anger dehnt die Fächer,
Rauchblaue Fahnen wehen um die Dächer,
Und irgendwo schon schnäbelt eine Meise.
Blumenumduftet, regt mein Dorf sich leise.
Der Frühwind wandert durch das Schweigen
Die Gräser sind ihm kleine Geigen,
Und weckt traumschwere Ufererlen
Umziert von Regenbogenperlen.

Franz Mahlke.

Registerbände und suchte nach der Eintragung, mit der Tatsuo Arakawas Leben amtlich begonnen hatte. Doch plötzlich sperrte er den Mund auf, starrte, verwies die herabgerutschte Hornbrille mit einem unwilligen Schlag auf ihren richtigen Platz und stierte den Heiratskandidaten an.

Tatsuo Arakawa war trotz seines seligen Zustandes geistesanwesend genug, um das Benehmen des beamteten Engels eigentümlich zu finden. Er wollte sich schon in aller Höflichkeit danach erkundigen, was es zu glotzen gäbe. Doch bevor er sich eine Beamtenbeleidigung zu schulden kommen lassen konnte, fuhr ihn der Bebrillte an: „Herr, Sie wollen sich einen Scherz mit mir erlauben! Sie stehen gar nicht im Register und verlangen doch getraut zu werden!"

„Was geht mich das an?" fragte der Dickkopf in Tatsuo. Doch ein sanfter Rippenstoß seiner Braut brachte ihn rasch zur Vernunft: „Sehen Sie doch bitte noch einmal nach. Ich bin am Tage des Ochsen im achtundzwanzigsten Jahre des Kaisers Komei geboren."

Der Finger des grimmigen Engels fuhr über die Registerseiten, dann bohrt er sich empört in ein Blatt: „An diesem Tage ist dem Ehepaar Tomonosuke und Fusako Arakawa ein Mädchen namens Tatsue geboren." — „Das bin ich ja. Nur bin ich kein Mädchen und heiße nicht Tatsue, sondern Tatsuo. Da muß ein Irrtum vorliegen." — „Das kaiserliche Standesamt irrt sich nicht. Sie sind entweder ein Mädchen oder nicht geboren, und in beiden Fällenkann ich Sie mit der unverheirateten Teshuko Okamoto nicht trauen. Das nächste Paar!"

Einen Augenblick später stand Tatsuo mit seiner weinenden Braut vor der Tür. Dort überzeugte er sich durch ausgiebiges Kneifen in verschiedene empfindliche Körpergegenden davon, daß er tatsächlich geboren und am Leben war. Also mußte er wohl oder übel ein Mädchen sein. Es war um verrückt zu werden.

Plötzlich schnappte Tatsuo Arakawa, der seit vierundreißig Jahren ein Mädchen war und nichts davon gewußt hatte, tatsächlich über. Er lief davon und ließ seine Braut, die er nicht heiraten sollte, stehen. Planlos irrte er durch die Straßen. Sein Kopf glühte, und die Leute sahen ihm erstaunt nach. An einer Straßenecke rannte er eine alte Dame über den Haufen und lief einem Schutzmann in die Arme. Der zückte empört sein Notizbuch: „Wie heißen Sie, Herr?" — „Was, Herr? Ich bin kein Herr, sondern ein Mädchen!" — „Aha!" nickte der Schutzmann verständnisinnig, klappte sein Buch zu und schleifte Tatsuo Arakawa zur Wache: „Er ist verrückt!"

Eine Stunde später kletterte Tatsuo, das Mädchen, an den gepolsterten Wänden einer Tobsüchtigenzelle hoch.

Wahrscheinlich hätte sein Leben auch dort geendet, hätte nicht Teshuko Okamoto, nachdem sie die Tränlein abgewischt, die Angelegenheit in ihre energischen kleinen Hände genommen: „Tatsuo ein Mädchen? Man sieht ja augenblicklich viel von Frauen, die als Männer leben und heiraten, aber Tatsuo kann nicht dazu gehören. So schöne Stoppeln hat nicht einmal „Kapitän" Barker gehabt. Was sagte der Standesbeamte? Tatsue hieß das Kind, dessen Geburt die Eltern Arakawa vor vierunddreißig Jahren meldeten. Tatsue ist ein Mädchenname, ohne Zweifel. Aber mein Verlobter führt den männlichen Vornamen Tatsuo Also nur der letzte Buchstabe ist anders"

Und plötzlich kam der kleinen Teshuko die Erleuchtung: „Da liegt ein Irrtum vor. Tatsuo haben die Eltern gesagt, Tatsue hat der damalige Standesbeamte verstanden, und aus dem Knaben wurde ein Mädchen."

Unverzüglich machte Teshuko sich auf, um ein wenig Detektiv zu spielen. Sie fand die weise Frau, die Tatsuos ersten Sprung ins Leben beaufsichtigt hatte. Diese strengte ihr Hirn ein wenig an: „Natürlich war das ein Junge. Und was für ein strammer Bengel. Ich habe noch den Namen mit ausgesucht." Dann ging es zum Tempel, wo die Eltern Arakawa zu beten pflegten. Der Priester schlug in seiner Spendenliste nach: „Da haben wir ihn. So und so viel Yen gestiftet zum Dank für die glückliche Geburt des Knaben Tatsuo." Auch in der Schule bestätigte man Teshuko gern, daß Tatsuo, das Kind des Tomonosuke Arakawa, ein durchaus normal ungezogener Junge gewesen war.

Mit diesen Beweisen der Männlichkeit ihres Verlobten bewaffnet, lief Teshuko zum Leiter des Standesamtes. Der schüttelte das Haupt und versprach, die Sache eingehend zu prüfen. Dann rannte Teshuko zur Anstalt, bettelte um eine Unterredung mit dem Tobsüchtigen, beschwichtigte ihn und versprach, seine Mannesehre wieder herzustellen. Nun durfte sie ihren beruhigten Verlobten mit nach Hause nehmen.

Nach einem Vierteljahr eingehender Nachforschungen und verschiedener Anfragen an höherer Stelle kamen die Behörden denn auch tatsächlich zur Ueberzeugung, daß Tatsuo Arakawa wirklich ein Mann und nur durch ein Mißverstehen des Standesbeamten, durch die Verwechslung zweier kleiner Buchstaben, zum Mädchen geworden war. Und dann brach der große Tag an, da Tatsuo auf Stempelpapier mitgeteilt wurde, er sei wieder zum Manne geworden.

„Nun aber rasch heiraten!" war sein erster Gedanke. Doch wieder sollte er die bittere Erfahrung machen, daß er nicht umsonst am Unglückstage des Ochsen geboren war. Denn kaum eine Woche später, der neue Trauungstermin war noch nicht festgesetzt, erhielt Tatsuo den Befehl, sich sofort zur Musterung einzufinden. Das Bezirkskommando hatte es nun höchst eilig, den ihm vor vierzehn Jahren entgangenen Dienstpflichtigen einzuziehen, und schickte Tatsuo ohne Rücksicht auf dessen Heiratsabsichten unmittelbar danach in die Kaserne. Nun erwartet Tatsuo Arakawa mit begreiflicher Ungeduld den Tag, an dem er endlich seine drei Jahre beim Train abgeritten haben wird. Inzwischen sieht er täglich zum Himmel, ihn und sein zukünftiges Eheglück vor weiteren Streichen der Behörden gütigst bewahren zu wollen.

—⊙—

Um das Weib

Prähistorische Skizze von E. Seeger.

Ostwärts graut der Morgen. Die nächtlichen Tierstimmen des Urwaldes sind verstummt. In befriedigtem Liebes- und Nahrungstrieb liegt faul und satt der Panther auf breitem Aste, der Höhlenbär vor dem gähnenden Felsloch. Im verlassenen Adlerhorste auf der Rieseneiche regt es sich. Ein massiger, struppiger Kopf schiebt sich durch das deckende Gezweig, — die Augen des Adlers, der hier gehorstet, waren nicht schärfer als die, welche jetzt unter vorspringenden, buschigen Augenwülsten, aus tiefen Augenhöhlen heraus, hier Umschau hielten. Ein braunbehaarter Körper folgt, mit behender Vorsicht greift eine starke, dunkle Pratze beim Abstieg nach den Aesten, vom Fuß mit der abstehenden Zehe unterstützt. Auf dem Moosboden zwischen hohen Farnen und modernden Stämmen richtet sich die dunkle Gestalt auf. Etwas gebückt, aber mit aufrechtem Gang, mit weit zurückfliehender Stirn, mit vorspringendem Unterkiefer ohne Kinn, noch ohne Sprache, wittert er mit der breitausfliegenden Nase, ob Gefahr im Anzuge. Auf der Jagd ist er, aber nicht nach Wild! Nach seinesgleichen — nach dem Alten der Höhle! Was weiß er davon, daß er sein Erzeuger ist . . . ebensowenig, wie der Alte ihn als seinen Sohn kennt. Er haßt den Alten mit dem urewigen Haß der unterdrückten Lebensinstinkte, seit er mannbar geworden. Haßt ihn, der die jungen Weiber der Höhle, die Horde, für sich beansprucht. Haßt ihn mit dem wilden Haß des Nebenbuhlers! Wie der Riesenhirsch in der Brunst den Gegner herausfordert, der ihm die Hindin streitig macht, so ist er am Vortrag dem Alten gefolgt, als er die Höhle verließ, um ihn zu stellen. Er hatte gesehen, wie der gelbe Höhlenlöwe seine Zähne in die Eichenkeule schlug, als der Alte sie ihm in den Rachen stieß, und darin saßen, so fest, wie ei
gemauertes Eisen. Er wußte das [illegible]